

DRITTES KAPITEL - Meine Ehe in Angst

Ich muss mir den Vorwurf nicht machen, ich hätte meine Frau nicht in mein Geheimnis eingeweiht. Den Mut dazu fand ich jedoch erst nach acht Ehejahren.

Bis dahin glaubte ich, meine Vorliebe für gummierte Regenmäntel sei ein aus der Pubertät herrührendes Überbleibsel, das sich in einem harmonischen Eheleben von selber verlieren würde. Deshalb hatte ich mich im Dezember 1960 von der roten Gummischürze, die seit Gerdas Einzug im Schuhkarton auf dem Kleiderschrank schlummerte, getrennt. Weshalb sollte ich jetzt noch Gummi lustvoll berühren und mir sexuelle Befriedigung damit verschaffen wollen, wenn ich die nackte Haut einer Frau berühren und Sex mit ihr haben konnte, wann immer ich wollte. Nicht, dass ich Gerda als Ersatz für mein Gummiverlangen angesehen hätte. Eher als Ablösung. Als Übergang in die vermeintliche Normalität.

So dachte ich und argumentierte mir damit jede aufkommende Regung in dieser Hinsicht weg. Ich verneinte, verdrängte, unterdrückte die in mir schlummernde Lust. Verdrängung im Schlepptau der Vernunft. Ich nahm mich selber in die Pflicht, mit Gerda eine „saubere“, von Gummigelüsten freie Ehe zu führen.

Doch dann kamen die späten sechziger Jahre und mit ihnen die hohe Zeit der Kleppermoden. Bei nassem Wetter wimmelten die Städte von Frauen in den modischen Regenmänteln aus gummibeschichtetem Stoff. Gerade geschnittene oder weit schwingende Mäntel mit gefütterten Kapuzen. Für Menschen wie mich ein magischer Anblick. Die leibhaftige Versuchung, gegen die ich machtlos war. Wider alle Vernunft und guten Vorsätze erlebte ich die Renaissance meiner Gummileidenschaft. Fordernd kroch sie heraus aus der befohlenen Verbannung und beharrte auf Einbindung in mein Leben. Dies zu realisieren war mir nur möglich, wenn ich Gerda in meine heimlichen Wünsche und Sehnsüchte, die mich nie wirklich verlassen hatten, einweihete und ihr meine Leidenschaft eingestand. Mir grauste davor. Doch ich wollte und konnte meine Frau nicht länger belügen.

Im Juni 1968 war es so weit. Ich beschloss, mich Gerda endlich anzuvertrauen. Ihr dreißigster Geburtstag schien mir dafür der geeignete Anlass. Ich plante ein langes Wochenende in Wien, buchte ein Zimmer in einem Nobelhotel, besorgte Karten fürs Burgtheater, reservierte Plätze bei „Sacher“, bestellte eine Kremserfahrt.

Ein Wochenende in Wien als Geburtstagsgeschenk. Gerda fand den Vorschlag toll, und als es so weit war, eröffnete ich ihr während der Fahrt, dass sie noch ein zusätzliches Geschenk von mir erwarten dürfe. Gewissermaßen ein

Sahnehäufchen obenauf. Ich sehe noch, wie sie über meine Späße lachte und sich auf Wien freute.

Der Tag versprach Sonne und Wärme und wurde dann unerträglich heiß. In Wien fuhr ich gleich ins Hotel. Ich hoffte, beim Betreten des nicht eben billigen Zimmers würde sich Gerdas Stimmungshoch noch steigern. Erleichtert setzte ich im Flur die beiden Reisetaschen ab. Gerda sprang aus ihren weißen Schuhen, rannte ins Zimmer und blieb in der Mitte stehen. Es war ein reizvoller Anblick, wie sie barfuß auf dem weinroten Teppichboden stand in ihrem hellblauen Minirock mit weißer Spitzenbluse.

„Martin, schau doch mal das Bett! Himmel, ist das süß.“

Ich nickte, obwohl mir die kitschnahe Barockimitation eher ein müdes Lächeln entlockte. Für meinen Geschmack zu viele Goldschnörkel am weißen Bettgestell, und weshalb musste die gesteppte Tagesdecke ausgerechnet hellrosa sein? Doch Gerda fand das alles hinreißend, und das allein zählte.

„Eine wahre Fürstensuite!“, trällerte sie und tanzte durch das Zimmer wie eine zum Ball geladene Fee.

Ich lehnte im Türrahmen und beobachtete meine in Verzückung geratene Frau. Ich war stolz auf mich. Insgeheim klopfte ich mir auf die Schulter. Die Sache lief gut. Mein Plan schien aufzugehen. Zumal Gerda lächelnd auf mich zukam und mir spontan um den Hals fiel.

„Danke, Schatz! Die Geburtstagsüberraschung ist dir ganz toll gelungen.“

Das klang echt. Ich war gerührt. Soweit ich mich erinnere, war es das letzte Mal, dass meine Frau mir so glaubhaft ehrlich für etwas gedankt hatte. Sie schenkte mir sogar einen Kuss. Weich und gefühlvoll. Ein fleischiger Lippenkuss, der meine Lust wie ein Buschfeuer entfachte. Energisch umfasste ich ihre damals noch schlanke Taille, zog sie fest an mich und vertiefte den Kuss mit vergessen geglaubter Leidenschaft.

Später habe ich mich oft gefragt, ob dieser glückliche Moment nicht der geeigneteren für mein Vorhaben gewesen wäre. Doch anstatt ihn zu nutzen, hielt ich mich streng an mein vorbereitetes Programm: Samstagvormittag Besuch im Lainzer Tiergarten, nachmittags Ausflug zum Semmering, abends zur Aufführung ins Burgtheater und danach schließlich die feierliche Übergabe meines Geschenks. Am Sonntagmorgen dann gemütlicher Bummel über die Kärntner Straße, Mittagessen bei „Sacher“, nachmittags Kremserfahrt und Spaziergang durch Schloss und Park Schönbrunn. Am Abend irgendwohin nett essen gehen. Montag glückliche Heimfahrt und Beginn meines neuen Lebens mit Gerda – und meinen Mänteln.

Für diese so wichtige, mit Herzflimmern von mir ersehnte und zugleich gefürchtete Stunde der Offenbarung hatte ich bereits Wochen zuvor bei „Sport-Köpf“ in der Münchner Lindwurmstraße ein elegantes weinrotes Damencape aus feinstem Gummituch gekauft. Ein Einzelstück. Vorn mit

Druckknöpfen. In das baumwollene Pepitafutter der Kapuze hatte ich mich sofort verliebt. Das Cape war hinreißend und ziemlich teuer. Eine wahre Götterrobe, von Meisterhand gemacht.

Mit dem Auspacken wartete ich, bis Gerda im Bad verschwunden war. Als ich den Wasserstrahl der Dusche rauschen hörte, hängte ich das Cape samt blickdichter Schutzhülle weit hinten in den Wandschrank mit den drei verspiegelten Schiebetüren und bat Petrus um wenigstens einen Tag Regen. Dann hätte Gerda das Cape am Sonntag auf der Straße tragen können. Ich wäre neben ihr gegangen und hätte meinen Arm um ihre Schultern gelegt. Meine Hand wäre dann liebevoll über das regennasse Gummi geglitten.

Am Samstag über war ich schrecklich aufgeregt. Unzählige Varianten schwirrten mir durch den Kopf, wie Gerda auf das Cape reagieren würde.

Als wir am Abend aus der Oper kamen, schlenderten wir gemütlich in Richtung Hotel. Die Luft war noch warm vom Tag. Der Sternenhimmel über uns zeigte nicht die kleinste Wolkenspur. Die Menschen saßen in luftiger Kleidung vor den Lokalen, aus denen beschwingte Melodien und leckere Düfte drangen. Man lachte, trank Heurigen. Wien bei Nacht.

„Lass uns noch irgendwo einen Wein trinken“, schlug Gerda vor, hakte sich bei mir unter und steuerte, ohne meine Antwort abzuwarten, in das nächstbeste Lokal.

Das passte absolut nicht in meinen Plan. Mir rann die Zeit davon. Außerdem wollte ich Gerda das Cape auf keinen Fall überreichen, wenn sie Alkohol getrunken hatte. Sie trank gern schwere süße Weine, die sie nicht vertrug, und dann kam sie aus dem Kichern nicht heraus. Das war das Letzte, was ich gebrauchen konnte, albernes Gekicher, während sie das Gummicape überzog.

„Weißt du, Schatz“, sagte ich heiter, dabei war mir vor Lampenfieber ganz schlecht, „in der Minibar im Hotelzimmer steht eine Flasche Sekt für uns kalt. Schau, in genau neunzig Minuten beginnt dein neues Lebensjahrzehnt. Lass uns hinaufgehen und mit dem Sekt anstoßen. Du weißt doch, Punkt zwölf habe ich noch ein Geschenk für dich.“

„Ach ja“, sagte sie geheimnisvoll. „Das Sahnehäufchen obenauf. Kann mir schon denken, was es ist.“

Ich erschrak. Was, wenn ich ihre Erwartung mit meiner Heimlichtuerei in eine völlig falsche Richtung gelenkt hatte. Was, wenn Gerda an Schmuck dachte, an ein teures Parfüm, eine goldene Armbanduhr, und nun kam ich mit meinem Gummicape daher und meinem Problem.

Als wir das Zimmer betraten, war ich nahe daran, die minutiös geplante Zeremonie aufzuschieben. Dann aber hätte ich um Mitternacht kein Geschenk gehabt, wäre mit leeren Händen vor Gerda hingetreten und hätte mich erst recht vor ihr zum Deppen gemacht. Mir blieb keine Wahl, ich musste die Sache

durchziehen. Mit einem kräftigen Schluck Whisky trank ich die Zweifel nieder und ging mein Vorhabenforsch an.

Die Kerze auf dem Tisch in der pompösen Sitzecke war zur Hälfte abgebrannt, da schrillte mein Reisewecker, den ich, um die Zeit nicht zu verpassen, auf vierundzwanzig Uhr gestellt hatte. Ich stürzte zum Nachttisch, schlug auf den Knopf, eilte zurück zu Gerda und reichte ihr meine Hand, die sie, während sie sich erhob, erwartungsvoll ergriff.

Der so lange ersehnte, gefürchtete, mein Leben verändernde Moment war gekommen. Ein feierlicher Moment, den Gerda wohl ebenso empfand. Aufrecht stand ich wie zur Nobelpreisverleihung vor meiner Frau. Ihre Augen strahlten. Vielleicht bildete ich mir das nur ein oder der Wunsch war der Vater des Gedankens, aber in diesem Moment glaubte ich in ihren himmelblauen Augen jene Sanftheit zu erkennen, derentwegen ich einst so heiß für diese Frau entflammt war. Ich fühlte mich ihr nahe wie lange nicht, fühlte die gleiche starke Zuneigung wie damals im Konzert. Ich zog ihre Hand an meine Lippen, küsste jeden einzelnen Handknochen.

„Liebste Gerda“, begann ich flüsternd, „alles Gute zu deinem runden Geburtstag. Ich wünsche dir ... und auch mir ... nichts sehnlicher, als dass unsere Liebe im kommenden Jahrzehnt mit neuer Kraft gedeihen möge und die weniger schönen Tage, die uns hin und wieder zu entzweien drohten, ein für allemal überwunden und vergessen sind und wir ...“

Den Prolog hatte ich mir in wohl durchdachten, zu Herzen gehenden Sätzen zurechtgelegt. Plötzlich war alles weg. Die schönen Worte wie aus dem Hirn geblasen, während Gerda in ihrem schwarzen schulterfreien Abendkleid vor mir stand und auf ihr Geschenk wartete.

Ich konnte nicht anders. Ich riss sie an mich und küsste sie so heftig, dass sie danach wie benommen war. Den Augenblick nutze ich für den Sprung zum Schrank, schob die Spiegeltür auf, zerrte mit fahrigten Händen die Schutzhülle von dem Cape und holte es hervor. Das Herz schlug mir bis zum Hals, meine Hände zitterten, meine Wangen glühten. Gott, war ich aufgereggt und erregt und so voller Hoffnung, dass sich jetzt mit Gerda und mir und meinen Mänteln alles zum Guten wenden würde.

Von diesem Wunsch beseelt, präsentierte ich ihr das rote Cape auf beiden Armen vor mich hertragend wie ein Krönungsgewand.

„Ein Cape?“, fragte sie, ohne dass im Tonfall der Frage eine Wertung auszumachen war.

„Ein Gummicafe, echt Klepper ... mit hübscher, in Pepita gefütterter Kapuze.“

„Und du meinst, so was Sportliches steht mir?“

„Unbedingt!“, stimmte ich ihr zu wie aus der Pistole geschossen, um ja keine Zweifel aufkommen zu lassen. Ich stellte mich dicht hinter sie und legte ihr das

Cape um die nackten Schultern. Im Spiegel sah ich, wie ihre Hände kurz einmal in die Seitenschlitze hineinschlüpfen und wie ihre Finger dann jeden einzelnen Druckknopf zudrückten. Bei dem Knackgeräusch pochte mir das Blut in den Adern. Ich spürte meine Erregung, die sich noch steigerte, als mein Kinn den Saum der Kapuze streifte, während ich sie Gerda langsam über den Kopf schob.

„Nein, lass das!“, rief sie gereizt und schob die Kapuze zurück. „Ich schau erst mal so.“

Noch ahnte sie nichts von der tieferen Bedeutung des Geschenks, und jetzt war ich mir gar nicht mehr so sicher, ob mein Mut reichte, ihr das, was sie noch nicht ahnte, zu offenbaren.

Sie trat einen Schritt von mir weg auf den Spiegel zu und betrachtete sich darin kritisch von allen Seiten, wie sie es in der Hochzeitsnacht beim Anlegen des rosa Nachtkleids getan hatte. Es waren die gleichen fraulichen Bewegungen, die gleichen eleganten, feenhaften Drehungen. Gerda hatte eine ganz eigene Art, sich vor dem Spiegel zu drehen. Mondän und graziös, doch ohne jede Emotion. Ich erriet nie, ob ihr zusagte oder missfiel, was sie im Spiegel sah. Damals wie jetzt blieb es ein spannender Moment.

Ohne mein inneres Jauchzen zu verraten, genoss ich das knatternde Geräusch, das entstand, wenn das wadenlange Cape Gerdas raschen Bewegungen folgte. Sie drehte den Kopf bis an die Schmerzgrenze zur Schulter, um darüber hinweg die Rückenpartie betrachten zu können. Was für ein Anblick! Seit zehn Jahren wünschte ich mir meine Frau in dieser zauberhaften Umhüllung. Nun war es so weit. Gerda im Kleppercape. Mein Traum war Wirklichkeit geworden.

Plötzlich rannte sie in den Flur, schlüpfte noch einmal in ihre schwarzen lackledernen High Heels mit Pfennigabsätzen und kam zurück. Mit diesen extrem hohen Schuhen an den schmalen, beinahe senkrecht gestreckten Füßen ging sie wippend und unablässig im Spiegel sich betrachtend auf und ab. Mir blieb die Luft weg.

Endlich tat Gerda den Mund auf. „Nicht schlecht. Ist wohl jetzt modern. Eigentlich gehe ich ja lieber mit Schirm. Sähe das albern aus, Regencap und Schirm?“

Eine dämlichere Frage hätte sie nicht stellen können.

„Ach woher, das sieht toll aus!“, log ich so überzeugend wie möglich und war gespannt, was sie als nächstes von sich geben würde. Ich belauerte sie regelrecht, lauschte ihrem Tonfall, beobachtete ihre Mimik und wusste, der Augenblick der Wahrheit war gekommen. Jetzt musste ich Farbe bekennen und zum Kern der Sache übergehen.

Wieder stellte ich mich dicht hinter Gerda, schmiegte meine Wange an ihren Hals, schlang meine Arme begehrend um ihren gummiumhüllten Leib und betrachtete uns beide über ihre Schulter hinweg im Spiegel.

„Hör mal, Liebling“, flüsterte ich. „Du kennst doch den Film, wo die Blondine im weißen Pelzmantel in Gabins Hotelzimmer kommt, den Pelz öffnet, ihn langsam von den Schultern gleiten lässt und nackt vor ihm steht. Vollkommen nackt, in weißen hochhackigen Schuhen, um ihre Beine der flauschige Pelz.“

Gerda schob die Stirn in Falten, überlegte einen Moment und sagte dann kühl: „Schon möglich, ja und?“

Von meiner Erregung getrieben, nur mein ersehntes Ziel noch vor Augen, ignorierte ich die nüchterne Bemerkung und redete einfach drauflos.

„Weißt du, Schatz, manche Männer finden das sexy. Es macht sie an, eine nackte Frau aus ihrem flauschigen Pelz zu schälen und sie darauf zu lieben. Allein die Vorstellung macht sie ... geil.“

Bei dem letzten Wort ging ein Zucken durch ihren Körper. Im Spiegel sah ich ihre kalten Augen, ihren abweisenden Mund und wie ihre Hände aus den Seitenschlitzen schnellten. Spätestens jetzt hätte ich die Notbremse ziehen und mein Vorhaben abbrechen sollen. Doch ich konnte nicht. Zu tief hatte ich mich bereits in meinen Wonnenebel verirrt. Begehrend wanderten meine Hände über Gerdas Busen, über ihre Hüften, ihren festen, von weichem Gummi bedeckten Po, den ich an mich presste, damit Gerda spürte, wie erregt ich war.

„Gerdaschatz“, raunte ich ihr mit heißerer Stimme ins Ohr, „es würde mich unsagbar glücklich machen, dich in dem Gummicape zu nehmen, mit nichts darunter. Wie in dem Film, nur, dass du das Cape anbehältst, während wir im Bett sind. Sag, würdest du das für mich tun?“

Blitzartig flüchtete sie aus meiner Umarmung, schnellte mit entsetzten Augen herum und stemmte die Arme wie eine Waschfrau in die Seiten.

„Ich soll mit dem Regencape ins Bett, sag mal ... spinnst du?“

Im Bruchteil einer Sekunde hatte sie eine Wand zwischen uns gemauert, eine unüberbrückbare Wand, hinter der kein Raum für neue Hoffnung war.

Mit einem kräftigen Ruck riss sie die Knopfleiste auf, so derb, dass ich befürchtete, die Knöpfe könnten aus dem Stoff herausplatzen. Dann packte sie das Cape und warf es wütend gegen den Schrank, wo es zu Boden fiel. Ich erkannte den Ekel in ihren Augen, als mich ihr Blick traf.

„Glaub ja nicht, dass ich das Ding anziehe, nachdem ich jetzt weiß, was für abartige Gedanken du dabei hast. Mein Gott, Martin, jetzt bist du auch noch pervers!“

Angewidert ließ sie die Mundwinkel fallen und verschwand im Bad.

Abartig! Pervers! Die Worte hämmerten mir im Kopf mit schmerzlichem Widerhall. Ich fühlte mich bloßgestellt. Wie damals in Vaters Praxis, als der vergessene Messingring mich verraten und meinem heimlichen Lustbegehren ein jähes Ende gesetzt hatte. Damals der Vater, heute die Ehefrau. Damals wie heute Abwehr und Abscheu. Kein weiteres Wort, keine klärende Frage, nicht der leiseste Versuch zu verstehen und das Wieso und Warum meines

Begehrens zu ergründen. Wie eine Zigarettenkippe hatte Gerda meinen glühenden Offenbarungsmut zertreten, und ich zweifelte nicht daran, dass ihr NEIN endgültig war.

Um mich abzulenken und die Gedanken, die mir im Kopf herumschwirrten, zu ordnen, öffnete ich ein Fenster, lehnte mich, auf die Ellenbogen gestützt, hinaus und schaute stumm in die von Lichtern erhellte Nacht.

Nicht lange, da hörte ich Gerda aus dem Bad kommen. Ich hörte, wie sie mit leisem Singsang ihr Sektglas füllte, wie der Schaum knisterte, wie sie die Neige laut aus dem Glas schlürfte.

Ich weiß nicht, woher ich die Zuversicht nahm, auf ein verzeihendes Wort oder eine versöhnliche Geste zu warten. Beides wäre Anlass gewesen, vernünftig über die Sache zu reden. Aber da kam nichts.

Lässig im Sessel hockend als sei nichts geschehen, trank sie ein zweites und drittes Glas, bis sie anfang, unverständliches Zeug zu plappern. Es wäre sinnlos gewesen, jetzt eine Diskussion entfachen oder ihr die Tragweite ihrer beleidigenden Äußerung klarmachen zu wollen; von dem verbalen Steinwurf hatte ich mich noch längst nicht erholt. Trotzdem wollte ich die Äußerung nicht kommentarlos im Raum stehen lassen. Ich holte tief Luft und wandte mich Gerda betont ruhig zu.

„Übrigens ... die Sache mit dem Cape und meiner Bitte, dich darin zu lieben, finde ich durchaus nicht pervers, was immer man darunter verstehen mag. Für mich ist das eine Variante erotischen Genusses. Zugegeben, eine, die über das übliche Maß hinausgeht. Nun ja, ich hätte es wissen müssen, ein Gefühlsvakuum wie du ist zu solch feinen Genüssen nicht in der Lage.“

„Papperlapapp!“, entgegnete sie albern und warf sich beleidigt aufs Bett.

Um nichts in der Welt hätte ich mich jetzt zu ihr legen mögen. Ich schnappte mir mein Jackett, stürzte aus dem Zimmer, schlug trotz mitternächtlicher Stunde die Tür derb hinter mir zu und floh hinaus auf die Straße. Dort pendelte ich von einem Lokal zum anderen und ertränkte meinen Kummer im Wein.

Es mochte drei Uhr gewesen sein, als ich wankend die Tür zum Hotelzimmer aufschloss und mich im Dämmerlicht durch die neobarocke Räumlichkeit tastete. Jedenfalls war es hell genug zu erkennen, dass mein Cape noch immer vor dem Schrank am Boden lag. Sein jämmerlicher Anblick schmerzte mich. Da lag es nun, mein verschmähtes Häufchen Glück. Zerknüllte Hoffnung. Es gibt Momente im Leben, da möchte man sein trauriges Herz in die Hände nehmen und selber trösten.